In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 183. Posen, den 11. August 1928. 2. Jahrg.

Richter Maxell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.

2. Fortsetzung.

Sie befanden sich jetzt in der Stadt, und gingen die Straße an der Moschee vorbei hinauf. Sie fragte leise: „Wohin bringen Sie mich?"

„Ins Continental-Hotel," sagte er.

„In diesem Zustand?" fragte sie voller Bestürzung, und er lachte.

„Ich habe ein Büro in dieser Straße," sagte er. „Sie können hineingehen und sich umziehen. Ich werde draußen warten."

Er begleitete sie in den winzigen Raum, der das Hauptquartier für das Angero Goldminen-Syndikat war. Er setzte sich auf die schiefen Steinstufen und wartete, bis sie angekleidet war. Bald kam sie heraus, eine vornehme und anziehende Erscheinung.

„Mir ist gerade eingefallen," meinte er, „es wäre doch besser, wenn Sie ins Central-Hotel gingen. Ich wohne nämlich selbst im Continental, und das würde nicht gut aussehen."

„Ich habe an etwas Aehnliches gedacht," sagte sie. „Was wird aber nun mit meinem gebrochenen Kontrakt? Haben Sie Spaß gemacht, als Sie sagten, Sie würden das in Ordnung bringen? Ich hasse es, über Geldangelegenheiten zu sprechen, aber ich bin gänzlich pleite — José schuldet mir das Honorar der letzten Woche."

„Ich werde die Geldgeschichte morgen ordnen," sagte er. „Für den Augenblick kann ich Ihnen eine Zehnpfundnote leihen."

„Was beabsichtigen Sie eigentlich?" fragte sie wiederum. „Ich habe eine Menge Bücher gelesen, und ich kenne die Märchen von den fahrenden Rittern von vorn bis hinten. Sie sehen nicht aus wie einer, der für Nichts und Wieder-Nichts etwas tut."

„So einer bin ich auch nicht," sagte er kühl. „Als ich Sie auf der Bühne sah, da fiel mir ein, daß man Sie zu allerhand verwenden könnte. Ich brauche jemanden in Paris, dem ich vertrauen kann — einen, der meine Interessen wahrnimmt."

„Ich bin keine Geschäftsfrau. Ich hasse Geschäfte."

„Geschäfte werden von Männern gemacht." Er sprach das sehr bedeutungsvoll. „Es gibt da ein paar Leute, denen ich auf der Spur bleiben möchte. Verstehen Sie mich?"

Sie nickte. „Ich sehe, Sie sind doch besser, als ich dachte."

Er nahm sich nicht die Mühe, sie zu fragen, was sie gedacht oder welche Vorstellung sie sich von seinen Absichten gemacht habe. Er begleitete sie ins Hotel, sorgte für ein Zimmer, und ging langsam ins Continental zurück. Schon befand er sich im Vestibül seines Hotels, als ihm einfiel, daß er einen würdigen King's counsel, Mitglied des Parlaments, rauchend in einer Loge des Zirkus von Tanger sitzen gelassen hatte.

„Ich habe Sie verfehlt," entschuldigte sich Maxell am nächsten Morgen. „Als Ihnen einfiel, daß ich noch dasitzen müsse, und Sie zurückkamen, um mich abzuholen, war ich schon auf dem Rückweg — wir müssen im Dunkel aneinander vorbeigegangen sein. Was ist denn gestern abend los gewesen?"

„Nicht viel," sagte Cartwright leichthin, „ich ging hinaus und traf das Mädchen. Sie war sehr nett."

„Wie nett?" fragte der andere neugierig.

„Nun, eben nett." Und er fuhr obenhin fort: „Sie wurde gerade belästigt von den Aufmerksamkeiten eines richtigen spanischen Hidalgo."

„Und Sie fuhren dazwischen und befreiten sie, wie?" sagte Maxell. „Aber was geschah mit ihr, nachdem sie befreit war?"

„Ich begleitete sie in ihr Hotel und damit ist die Geschichte zu Ende. Uebrigens, sie fährt heute morgen mit dem „Gibel Musa" nach Gibraltar."

„Hm!" Maxell sah abwesend auf den Brief, den er in seiner Hand hielt, faltete ihn und legte ihn weg.

„Ist die Post schon da?" fragte Cartwright interessiert und Maxell nickte.

„Sie haben wohl den täglichen Brief von Ihrer Kleinen bekommen?"

Maxell lächelte.

„Ja," sagte er, „es ist eigentlich kein Kinderbrief, aber er ist sehr drollig."

„Wie alt ist sie denn?" fragte Cartwright.

„Sie muß neun oder zehn Jahre alt sein," sagte der andere.

„Ich möchte wirklich wissen, ob es Zufall ist oder Schicksal," grübelte Cartwright.

„Was soll Zufall sein?" fragte der andere.

„Die Tatsache, daß Sie ein Mädchen haben, um das Sie sich kümmern müssen, und daß ich in gewisser Weise verantwortlich bin für einen aufgeweckten Jungen. Meine Aufgabe ist uninteressanter als Ihre, glaube ich. Immerhin, er ist ein Junge und eine Art Vetter von mir. Er hat zwei dumme Eltern, die zu Sklaven geboren sind — Leute, die zufrieden sind, ihr ganzes Leben lang für jemanden zu arbeiten, und die eine Auflehnung gegen ihre Lebensbedingungen als Gottlosigkeit empfinden. Ich habe den Bengel nur einmal gesehen, er kam mir aber vor wie einer, der mit einem solchen Leben brechen und sein Glück versuchen möchte. Sonst würde ich mich für ihn nicht interessiert haben."

„Wie weit geht Ihr Interesse? Ich glaube nicht, daß Sie ein Mensch sind, der aus Liebhaberei unglücklichen Armen hilft."

„Der etwas tut für Nichts und Wieder-Nichts, nicht wahr?" lachte Cartwright. „Das wird mir nun in vierundzwanzig Stunden zum zweitenmal gesagt."

„Wer war denn der erste — die Schauspielerin?"

Cartwright schlug dem andern aufs Knie.

„Sie können gut raten," sagte er. „Nein, ich tue nichts umsonst. Ich gehöre zu diesen Optimisten, die Tannenzapfen pflanzen, damit ich auf meine alten Tage gutes Brennholz habe. Ich weiß nicht, was für ein Mensch Timothy werden wird, aber, wie gesagt, er läßt sich gut an, na und Sie und ich, wir schlagen in dieselbe Kerbe."

„Mit einer Ausnahme," sagte Maxell. „So wie Sie reden, haben Sie an Ihren Schützling kein direktes Interesse, und es ist Ihnen in Wirklichkeit egal, ob er gut oder schlecht ausschlägt."

„Das stimmt," gab Cartwright zu. „Es ist ein Experiment."

„Mein kleines Mädchen ist doch etwas mehr," sagte Maxell ruhig. „Es ist das einzige lebende Wesen, für das ich eine wirkliche Zuneigung hege — es ist das Kind meines verstorbenen Bruders."

„Also Ihre Nichte? Nun, dann natürlich haben Sie ein Interesse, das mir fremd ist. Ich habe niemals eine Nichte gehabt — es wäre mir auch äußerst lästig, Onkel genannt zu werden."

In diesem Augenblick wurde ihre Unterhaltung unterbrochen durch die Ankunft eines kleinen Mannes, der offenbar seinen besten Anzug angezogen hatte. Auf seiner Stirn stand eine Runzel, die wohl schrecklich aussehen sollte, die aber lediglich drollig wirkte. José Ferreira hatte sich zu dieser Unterredung extra angekleidet und vorbereitet, da sie — wie er zu seinen Freunden gesagt hatte — unfehlbar furchtbar und bedeutungsvoll zugleich werden würde. Denn, wie er sich ausdrückte: „Dieser Mann hat mich ins Mark meines Lebens getroffen."

Er begann seine Rede an Cartwright, wie er sie einstudiert hatte.

„Estoy indignado —"

Aber Cartwright schnitt ihm das Wort ab mit einem Ausdruck gespielter Furcht.

„Horroroso! Sie sind sehr wütend, nicht? Nun, kommen Sie her, kleiner Mann, und erzählen Sie mir, warum Sie so sehr empört sind."

„Senor," sagte der Mann feierlich, „Sie haben Scham und Demütigung auf mich gehäuft — ich werde dies in meinem ganzen Leben nicht vergessen."

Die Unterhaltung fand auf Spanisch statt, aber Maxell war im Spanischen vortrefflich beschlagen.

„Was ist denn los?" fragte er, noch ehe José, der mit dem Gefühl des ihm geschehenen Unrechts rang, fortfahren konnte.

„Hören Sie zu und entscheiden Sie," spottete Cartwright. „Ich habe aus dem unvergleichlichen Ensemble seine Freude und seinen Edelstein herausgerissen."

„Mit anderen Worten, die liebenswürdige Miß O'Grady," sagte Maxell.

„Ja, ja, Herr," fiel José ein. „Für mich ist es der Ruin. Was für Geld habe ich ausgegeben, um mein Ensemble zu vervollständigen. Es wird von einem Mann finanziert, der zu den reichsten Leuten in Tanger gehört — und eben sagt mir sein Sohn, wenn ich die Dame nicht zurückbringe — dann kann ich mich auf die Straße in den Rinnstein scheren," weinte er.

Maxell linste verschlagen auf seinen Gefährten.

„Da haben Sie wieder eine Gelegenheit, Tannenzapfen zu pflanzen," lächelte er. „Haben Sie für diesen Herrn keine Verwendung?"

Aber Cartwright war nicht zu Scherzen aufgelegt.

„Senor Ferreira, Sie sind, wie alle Spanier wissen, ein Spitzbube und ein Schurke. Wenn Sie sich mit noch größeren Spitzbuben und Schuften einlassen, so ist das Ihre Angelegenheit. Ich kann Ihnen nur sagen, Sie können sich glücklich schätzen, daß ich diesen Fall nicht vor den spanischen Konsul gebracht habe. Ich versichere Sie, Sie würden keinen Fuß mehr nach Tanger setzen dürfen, nach den Geschichten, die ich über Sie gehört habe."

Der kleine Spanier stand da, mit offenem Munde und tief erschreckt. Er hatte Angst. Cartwright hatte seine Beschuldigung aufs Geratewohl ausgesprochen, aber er hielt es nicht für wahrscheinlich, daß in einem derartigen Etablissement, wie es dem Herrn Ferreira unterstand, sich keine Vorfälle ereignen sollten, die dazu geeignet waren, den Direktor in schlechtes Licht zu setzen.

„Alles, was über mich gesagt wird, ist eine Lüge," eiferte der kleine Mann mit Nachdruck. „Ich habe ein Leben höchster Tugend geführt! Heute noch werde ich mich beim britischen Konsul beschweren, und wir werden weiter sehen!"

„Beschweren Sie sich ruhig," sagte Cartwright.

„Ich will Ihnen noch eine Möglichkeit geben." Senor Ferreira wackelte mit seinem fetten, stumpfen Finger. „Bringen Sie mir Miß O'Grady zurück, und ich werde die Angelegenheit nicht weiter verfolgen."

„Miß O'Grady ist von Tanger abgefahren," sagte der andere ruhig, „es ist also klar, daß ich sie nicht zurückbringen kann."

„Das ist nicht wahr," brüllte der Spanier. „Wir haben durch einen Mann das Schiff überwachen lassen, das die Anbootung an den „Gibel Musa" vorgenommen hat, sie hat die Mole nicht verlassen."

„Sie ist von der Küste aus gefahren," erklärte Cartwright geduldig, „sie wurde von einem Matrosen der „Cecil" hinübergerudert. In diesem Augenblick hat sie schon den halben Weg nach Gibraltar zurückgelegt."

Herr Ferreira ächzte.

„Das ist mein Ruin," sagte er. „Vielleicht auch der Ihre," fügte er unheilverkündend hinzu. „Ich kann nichts besseres tun, als nach Paris fahren und diese Angelegenheit meinem edlen Herrn unterbreiten, dem Senor Don —"

Cartwright deutete mit dem Kopf nach der Tür.

„Verschwinden Sie," sagte er und wandte seine Aufmerksamkeit der Zeitung zu, die er vom Tisch aufgenommen hatte.

Maxell wartete, bis der kleine Mann fort war, der immer noch sein „indignado" herauszischte. Dann wandte er sich an Cartwright.

„Das sieht ja ziemlich böse aus, Cartwright; was ist denn mit dem Mädchen geschehen?"

„Haben Sie denn nicht gehört? Ich habe sie nach Gibraltar geschickt," sagte Cartwright. „Keinen Hund hätte ich in dieser Gesellschaft gelassen. Und von Gibraltar aus fährt sie heim mit dem ersten P. & O.*)-Dampfer," sagte er kurz.

„Hm!" machte Maxell zum zweiten Male.

„Was zum Teufel wollen Sie immer mit Ihrem ‚Hm'?" brummte sein Gefährte. „Das Mädchen ist fort. Ich werde sie nicht wiedersehen. Es war ein Akt der Nächstenliebe. Mißbilligen Sie das?"

„Verzeihen Sie. Ich wußte nicht, daß Sie es so übel aufnehmen würden. Nein, ich denke, Sie haben an dem Mädchen wirklich gut gehandelt. Nur heutzutage erwartet man eben nicht —"

„Selig ist der, der auf nichts hofft, Maxell," zitierte Cartwright, „denn er kann nicht enttäuscht werden. Ich glaube nicht, daß der Besitzer, wer es auch sein mag, sich das Schwarze unterm Nagel um diese Geschichte kümmert — es ist sein verfluchter Sohn, der den anbetungswürdigen José anfeuert."

An diesem Nachmittag hatten die beiden Männer eine Unterredung in der Umgebung der Stadt mit einem sehr unauffällig gekleideten Mauren, der sich ihnen so vorsichtig näherte, daß man es hätte verzeihlich finden müssen, wenn Beobachter ihn für einen Verbrecher gehalten hätten. In den Augen der gottgewollten Herrscher von Marokko war er sogar noch schlimmer als ein Verbrecher, denn er war ein Bote von El Mograb, dem Kronprätendenten. Auf den Kopf dieses Boten war ein Preis gesetzt, und daher war eine Vorsicht immerhin empfehlenswert. Er brachte einen Brief von El Mograb an Cartwright. Es war eine Freudenbotschaft.

(Fortsetzung folgt.)

*) Peninsular and Oriental Steamship Company.

Wien-Posen.

Von W. Sch.

II.

Hinunten fuhren wir dann allerdings auch. Einmal **muß** man Schwebebahn fahren in Oesterreich. Erstens, um die Einkünfte aus dem Fremdenverkehr zu heben (zwei Schilling 50, auf Sängerkarte 2 Schilling), zweitens, um die Sohlen zu schonen. Aber es ist nicht ganz so schön, wie man denkt. Man hat ein peinliches Gefühl des Aufgehängtseins. Dann schon lieber ein ordentliches Flugzeug. Da kann man nach oben ausweichen, wenn was platzt.

Am nächsten Morgen geht's weiter. In Spittal wird ein Zug übersprungen. Warnung für Rohköstler! Ein holziger Kohlrabi kostet 50 österreichische Groschen, das sind fast 65 polnische. Man bekehrt sich zu Gulasch und Kaiserschmarrn.

In Gastein, nach dem neun Kilometer langen Tauerntunnel, wird wieder ein Zug übersprungen. Man bildet sich allmählich zum Akrobaten im Zugüberspringen aus. Was bleibt einem übrig mit einem paszport ulgowy?

In Gastein sitzen meist die, deren Knochen schon anfangen, leise zu zerbröckeln. Sie sitzen im Kurcafé und schlürfen Eisiges. Wir auch. Aber der Rucksack scheint aufzufallen. Ihr blöden Toren, wenn Ihr wüßtet, daß wir wegen des nobleren Auftretens in Wien drei wohlgefüllte Koffer mit uns schleppen, die uns auf Weg und Steg Kummer machen! Abends sind wir rucksacklos und fein, nur ausgerechnet in Gastein nicht. Entschuldigen Sie also gütigst! Eure Wasserfälle sind trotzdem genau so schön, und wir besichtigen sie von oben bis unten, alle fünf, und wir kaufen uns Ansichtskarten von allen fünfen, wir hören ihr Tosen mit dem gleichen Genuß wie Ihr und bestaunen die zehnstöckigen Hotels, die da gewachsen sind, und in denen wir Gott sei Dank nicht zu wohnen brauchen, erstens eben wegen des besagten Tosens, und dann wegen des minimalen Geldschranks und so. Der polnische Zloty kann nicht für alles aufkommen.

Dann geht's nach Zell am See. Unser Hotel liegt an der Bahn, drei Nächte lang, und ich glaube sogar, es liegt heute noch dort. Die Züge sind beinahe noch aufdringlicher als die Autos. Ein Auto **kann** leise fahren — wenn es **will** — ein Zug nicht. Aber gleich drüben liegt der See, und dahinter die Berge, auf der einen Seite das schneebedeckte Kitzsteinhorn, auf der anderen das gewaltige Steinerne Meer, und dazwischen ein paar bewaldete, sanftmütige Bergelchen, denen wir nur noch mit leisem Mitleid so im Vorübergehen einen Blick gönnen.

Am Morgen steigen wir auf die Schmittenhöhe. Wieder zu Fuß, trotz der Schwebebahn, und trotz der 2000 Meter. So haben wir das großartige Panorama umsonst. Nein, nicht ganz umsonst. Wir haben 20 Groschen Wegemaut zu bezahlen, aber dafür ist der Weg auch wie eine Tanzdiele, weder steil noch steinig. In der Kanzelbahn hatte uns eine forsche Hochtouristin aus Norddeutschland dringend abgeraten, die Schmittenhöhe an einem sonnigen Tage zu besteigen. Aber der Weg führt bis auf die letzten 100 Meter durch schattigen, kühlen Hochwald. Sie kannte wohl trotz ihrer heftig genagelten Stiefel nur den Aufstieg in der Kabine. Die geht freilich nicht unter den Bäumen. Aber es macht sich immer gut, wenn man mehr Erfahrung hat als die anderen.

Der Rundblick oben ist überwältigend. Im Norden lagern die Loferer Steinberge und das Steinerne Meer, im Osten die Niederen Tauern, im Norden die Hohen Tauern mit Großglockner und Großvenediger, im Westen die Stubaier Alpen, lauter Riesen ersten Ranges. Die strahlend weißen Tauern aber beherrschen das Bild. Im Westen zieht ein Gewitter auf und geht durch das Tal an der Schmittenhöhe vorbei — die Berge werden dunkelviolett und blauschwarz, Blitze zucken, in streifigen Massen schieben sich schwere Regenwolken dahin — und auf der Höhe fällt nicht ein Tropfen. So ein Glück haben **wir**!

Zurück fahren wir. Erstens, damit Oesterreich was verdient, und zweitens, als es zu regnen anfing, saßen wir schon vergnügt im Café Wimm bei herrlicher Aussicht auf die vorbeiziehenden Gewitter, den See und die Berge, Apfelstrudel und ähnlichem Nationalgebäck. Am Nebentisch verzehrte eine Familie ein Hörnchen, und wir beschlossen, uns bei nächster Gelegenheit auch so eins anzuschaffen. Aber es glückte nicht. Wahrscheinlich fanden wir nicht die richtige Bäckerei, die diese Familienhörnchen fabriziert. Uebrigens sagt man in Oesterreich „Kipfl".

Jedenfalls, wenn ein Gewitter droht, ist die Schwebebahn eine überaus segensreiche Einrichtung.

Selbst wenn man blaß wird wie ein echter Gervais, bei jedem Stützpunkt, hinter dem der Apparat immer etwas plötzlich in die Tiefe sackt, von wegen der losen Spannung, und wenn man absolut nicht in die lumpigen paar hundert Meter Abgrund unter sich blicken kann, sondern lieber die Augen zukneift, wie jener derbe Bayer mit dem kühnen Gamsbart auf dem Hut, der nicht einmal dem beruhigenden Einfluß einer sanft streichelnden Frauenhand (nicht unserer, bitte!) mehr zugänglich war. Daher der Name Hochtourist.

Am nächsten Tage um 7 Uhr früh brachte uns ein Auto (Massenbetrieb) durch das schöne Kaprunertal nach dem Kesselfall. Dort sieht man Naturschönheiten en gros, das Stück zu einem Schilling; z. B. die Siegmund-Thun-Klamm; aber dann kann man sich schon die Partnachklamm und die Höllentalklamm schenken, denn eine Klamm ist ziemlich wie die andere. Und dann den Kesselfall, der abends elektrisch beleuchtet ist. Aber dann muß man auch gleich im Kesselfallalpenhaus übernachten, weil um 7 Uhr abends das letzte Auto nach Zell am See fährt. Wir haben ihn also nur bei natürlicher Beleuchtung gesehen, was aber wohl nicht mehr ganz modern ist. Es war gar kein Gedränge, wir hätten uns selber auf die Hacken treten müssen. Wir stellten mit Erstaunen fest, daß wir das erste Mal **allein** waren in Oesterreich an einer Stelle, wo kein Mensch den Anspruch hat, allein zu sein. Kein Führer sagte: „Dies, meine Herrschaften, ist der Wasserfall, und nun wollen wir weiter gehen," wie das in der Hofburg, im Stephansdom und in Schönbrunn gewesen war, wo es andauernd hieß: „Dies, meine Herrschaften, ist das Bett Maria Theresias, und nun wollen wir in den nächsten Saal gehen," denn der nächste Schub saß uns schon dicht auf den Fersen, so daß die armen Führer tatsächlich nicht wissen konnten, wen sie am Schluß der Führung erwartungsvoll ansehen durften, und wir armen Geführten andauernd von allen Seiten erwartungsvoll angesehen wurden.

Also wir waren allein. Und dann hat der Kesselfall noch das für sich, daß er nicht aussieht wie jeder andere Wasserfall. Ein Fluß stürzt da mit entsetzlichem Getöse in einen Kessel, in dem das Wasser wirbelt und kocht und braust, bis es endlich seinen Weg in die Klamm findet, die wir vorher schon für einen Schilling besichtigt hatten, und von den anderen Seiten hüpfen zierlich, schneeweiß, wie eine Lämmerherde, ein paar kleinere Fälle in denselben Kessel. Man sieht oben kaum ein Fleckchen blauen Himmel über sich, so eingeschlossen ist dies Stück Natur, wie von Gott geschaffen, um am Eingang einen Obolus zu erheben. Aber ein Schilling ist immerhin ein bißchen reichlich; im Riesengebirge kosten Wasserfälle nur zehn Pfennig. Und in dem Kessel herrscht eine solche Dämmerung, daß man von dem Wasserfall keine Momentaufnahme machen kann. Deshalb sieht er auf allen Ansichtskarten aus wie der Schweif von einem frischgewaschenen Schimmel. Entweder die Menschen kaufen diese Ansichtskarten, weil sie den Wasserfall gar nicht gesehen haben, oder sie besichtigen den Wasserfall nicht, weil sie diese Ansichtskarten gesehen haben.

Dann steigt man hinauf nach dem Wasserfallboden; der Name kommt daher, daß bei günstiger Witterung, d. h. wenn es am Tage zuvor tüchtig geregnet hat, von sämtlichen Bergwänden zahllose Wasserfälle herunterstürzen. Und wir hatten wieder Glück — sie stürzten von sämtlichen Bergwänden, denn am Vormittage war ein heftiges Unwetter niedergegangen mit Hagelschlag. Was wir von weitem für Schnee gehalten hatten, waren Lager von Hagelkörnern, die trotz der Hitze noch die Größe von Taubeneiern hatten. Man konnte sie sich durch die Finger rieseln lassen, als Ersatz für eine Portion Gefrorenes mit Schlagobers, die augenblicklich nicht greifbar war.

Oben guckten die Ausläufer der Gletscher ins Tal herein, unten läuteten friedlich die Herdenglocken, ganz wie es uns der Baedeker versprochen hatte. Wie gut, daß wir ihn mit hatten, sonst hätten wir am Ende gedacht, das, was da oben so eigentümlich donnert, sei ein ganz gewöhnliches Gewitter hinter den Bergen. Aber es waren die Felsen, die unter dem Gletschereis herunterpoltern. Edelweiß haben wir persönlich nicht getroffen; aber auf dem Wasserfallboden gab's viel Almenrausch. Wir haben ihn weiterwachsen lassen für die anderen, die alles abreißen müssen.

Dann kamen wir zum Moserboden. Am Taleingang steht ein Hotel mit eigenem Elektrizitätswerk. Von dort geht man noch eine Stunde über Geröll und Felsen und durch etliche Bäche — das alles zusammen heißt „Moräne" — endlich kommt man, wenn man ungeschickt genug ist, mit nassen Füßen beim Karlinger Gletscher an. Das Gletschereis hat seltsame hellblaugrüne Schatten; auf den Postkarten hält man's für Uebertreibung. Nun rutscht man noch über ein nasses Schneefeld, und dann kann die Gletscherbezwingung beginnen. Nachdem man sich was weniges die Beine an einer fatalen zusammengefrorenen Mischung von Eis und Steinen zerschrammt hat, kann man in eine Gletscherspalte gucken. Wenn man es richtig anfängt, kann man sogar hineinfallen; aber es geht zur Not auch so. Einer behauptet, sie sei zwanzig Meter tief. Aber ich glaube, man kann ein paar Zentimeter abziehen. Wenn das zwanzig Meter sind, dann bin ich gut und gern fünf Meter lang. Aber ich kann mich ja täuschen. Vielleicht hat im blaugrünen Gletschereis die Perspektive andere Gesetze.

Wenn man Glück hat, ist zufällig ein Herr aus Westfalen da — Sänger natürlich, der den Gletscher knipst. Dann kommt man mit drauf, gibt seine Adresse an und bekommt nach ein paar Tagen das Bild. Auf diesem sind dreieinhalb Zentimeter Himmel (ganz deutlich zu erkennen), fünfeinhalb Zentimeter Gletscher (aber es könnte auch ein daneben geratener Schokoladenpudding mit etwas Schlagsahne sein), darauf sitzen drei Fliegen, und eine davon bin ich.

Jedenfalls ist man auf dem Gletscher gewesen und hat sogar den Beweis in der Hand. Denn behaupten könnte das ja jeder. Und man hat es bequemer gehabt als die drei Touristen, die da hoch oben im Gänsemarsch an der Horizontlinie übers Eis krab-

beln wie Ameißlein und sich von unten durchs Opernglas beobachten lassen müssen.

Im Moserboden-Alpenhaus gab's elegante Torte, das Stück zu 2 Schilling 20 (3,13 Zloty). Wir zogen Kaffee und Ansichtskarten vor. Wasser ist überall billiger als Butter. Aber was Oesterreich an Ansichtskarten verdient hat in den vierzehn Tagen, das muß gigantisch sein — so gigantisch wie die Alpen selbst. Wenn jeder Sänger nur zehn Ansichtskarten geschrieben hat, so gibt das 1 500 000 Ansichtskarten, das Stück durchschnittlich zu 20 Groschen, macht 300 000 Schillinge. Aber manche schrieben täglich zehn, sie schrieben im Sitzen, Liegen, Stehen und Gehen, vielleicht sogar im Schlafen; denn allmählich muß man doch darin eine gewisse Routine kriegen. Sie hatten keine Zeit, die Aussichten zu sehen, aber dafür sahen sie die Ansichten von den Aussichten.

Das Problem Kind.

Wenn wir dem berühmten Freud glauben wollen, so hindern die Erwachsenen durch ihre Erziehungsversuche das Kind mehr, als sie ihm nützen. Nach seinen Berechnungen schafft schon das achtjährige Kind, ohne es selber zu wissen oder es vielleicht je zu bemerken, in sich eine Hemmung, die auf den von den Erwachsenen ausgeübten Druck zurückgeht. Diese Hemmung wird zu einer undurchdringlichen Schicht, die sich über Instinkte und Triebe legt, so daß auch der Erwachsene später das verdrängte Seelenleben nicht hervorrufen kann, ja nicht einmal seine Existenz ahnt.

So gefährlich können Erziehungseinflüsse sich auswirken!

Das unterdrückte Seelenleben wird durch die Hemmung jedoch keineswegs immer abgetötet, sondern bricht sich falsche Bahn. Daraus leiten sich die Träume her, die sehr oft auf verdrängte Triebe zurückgehen. Freud ist der Meinung, daß alle Träume symbolisch sind und daß nur der ihren Sinn erfassen kann, der mit ihren Symbolen vertraut ist. Auch Nerven- und Geisteskrankheiten sind häufig auf die Verdrängung des unbewußten Seelenlebens zurückzuführen.

Etwa auf den gleichen Standpunkt wie Freud stellt sich die bekannte Italienerin, Frau Montesorri, nach deren Erziehungsmethoden auch in Deutschland zahlreiche Kindergärten und Reformschulen eingerichtet sind. Sie ist der Meinung, daß die hauptsächlichen Erziehungsfehler auf der falschen Einstellung der Erwachsenen zum Kinde beruhen. Die Erwachsenen halten es für ihre Pflicht, das Kind anzuleiten, vergessen aber, daß das Kind sich aus seinen Instinkten und Begabungsformen heraus entwickeln muß. Der Erwachsene mit seinem stärkeren Willen ist nur ein Hindernis in der naturgemäßen Entwicklung des Kindes. Die Erwachsenen haben nur die eine große und bedeutsame Erziehungspflicht: für die Entwicklung des Kindes die richtige Atmosphäre zu schaffen.

Der Amerikaner A. S. Neill beschäftigt sich ebenfalls mit den Hemmungen, die das Kind belasten, und mit der Beseitigung der schlechten Eigenschaften, die durch diese Hemmungen entstanden sind. In den meisten Fällen wird die Untugend beseitigt werden, indem man den ruck aus dem Innern des Kindes entfernt. Die Ermahnungen der Mutter und die Strafen des Vaters müssen aufhören, damit zum Beispiel der Haß des Kindes keinen Gegenstand mehr hat und infolgedessen auch die aus dem Haß entspringenden Eigenschaften abgebaut werden.

Hat ein Kind die Möglichkeit, auf einem einzigen Gebiet seine Initiative in Freiheit und mit dem richtigen Material betätigen zu können, so ist es gerettet. Diese Initiative führt es weiter, zerbricht den hemmenden Wall und beseitigt ihn. In diesem Sinne sind die Montesorri-Schulen und ähnliche segensreich tätig. In diesen Schulen sind häufig Fälle wie etwa der folgende zu beobachten: Ein Knabe hat eine sehr strenge Schule besucht, in der alles zwangsmäßig hergeht und dem eigenen Wollen nicht der geringste Spielraum gelassen wird. Er bekommt einen Ekel vor allen Schulfächern und ist nicht mehr zum Lernen zu bewegen. Die verzweifelten Eltern schicken ihn in eine freie Schule. Auch hier lehnt er, obwohl er gut begabt ist, alle Bücher ab, dagegen begibt er sich freiwillig in die Küche, wo er drei Monate lang beim Kochen beschäftigt wird. Freiwillig übernimmt er die Buchführung. Freiwillig erwacht in ihm nach drei Monaten der Wunsch, zu lernen. Er wird einer der eifrigsten Schüler aus eigenem Antrieb. Man braucht ihn zu nichts zu zwingen. Andere Kinder erlösen sich von dem ihnen unerträglichen Zwang einer Schule, indem sie sich aufs Zeichnen werfen, indem sie modellieren, Theater spielen oder Verse machen. Das Kind muß Gelegenheit haben, sich satt zu spielen, dann erwacht ganz von selber der Lerntrieb in ihm.

Die wenigsten Erwachsenen haben sich in das entwickelt, was als Kind einst in ihnen steckte. Prüfen wir uns alle: sind nicht unsere seelischen Anlagen, die wir als Kind besaßen, ein Trümmerfeld? Ist nicht alles, was einst Phantasie, Schöpferdrang, Erfindungsgabe in uns war, tot und abgestorben? In Stunden der Selbsterkenntnis schütteln wir über uns selber den Kopf: wie schade, daß ich dieses Talent nicht gepflegt habe — es hätte mir so viel Freude geben können! — Bei den Erwachsenen kommt diese Reue meist viel zu spät, denn die wenigsten Menschen haben so viel Lebenskraft, in späteren Jahren noch das Abgestorbene neu beleben zu können, bei dem Kinde aber kann durch weise Einsicht immer noch etwas gerettet werden von all den Schätzen, die die Natur dem jungen Menschen in die Wiege legte. Es sollte der größte Ehrgeiz aller Erzieher sein, das aus dem Kinde zu machen, was nur irgend aus ihm werden kann.

Deshalb wird schon in den Kindergärten den Kindern die Möglichkeit gegeben, ihre eigene Phantasie bei ihren Spielen und Beschäftigungen walten zu lassen. Aber auch die Schulen bemühen sich in steigendem Umfange, dieser wichtigsten Menschheitsforderung gerecht zu werden: aus unverbildeten Kindern keine Automaten für Zahlen- und Tatsachengelehrsamkeit zu machen, sondern in ihrer Art schöpferische, tätige Menschen, die später in dem selbstgewählten Berufskreise keine Arbeitsmaschinen, sondern denkende und schaffende, nützliche und beglückte Glieder des Menschheitsganzen sein werden.

Gedenktage.

11. August.

Der Turnvater Jahn. Ein charakterisierendes Wort wie dieses „Turnvater" hat immer seine Gefahr, man beruhigt sich dabei, man spricht es nach, man läßt sich daran genügen und weiß im Grunde wenig oder nichts von der Person, die dahinter steht. So wird man es nur begrüßen, daß aus Anlaß des 150. Geburtstages eine kleine Monographie „Turnvater Jahn, sein Leben und Werk" von Edmund Neuendorff erscheint, ein Band jener Sammlung „Deutsche Volkheit", in die gerade solche Lebensgeschichten hineingehören. Friedrich Ludwig Jahn wurde am 11. August 1778 als Sohn eines Pfarrers in Lanz bei Lenzen in der Priegnitz geboren. Mit recht mangelhaften Vorkenntnissen besuchte er die Universitäten in Halle, Jena und Greifswald, ein berüchtigter Raufbold, der mit Knotenstock und Hetzpeitsche dreinschlug, aber schon jetzt um die Pflege vaterländischer Gesinnung bemüht, wie die unter dem Pseudonym O. C. C. Höpfner in Halle 1800 herausgegebene Schrift „Ueber die Beförderung des Patriotismus im Preußischen Reiche" zeigt. Nach kurzer Hauslehrertätigkeit, Aufenthalt in Göttingen und ruheloser Wanderschaft, auf der ihn der Haß gegen die Franzosen vorwärtstrieb, wurde er 1809 Lehrer in Berlin. Und wie früher schon als Hauslehrer in Mecklenburg widmete er sich nun besonders der Körperschulung seiner Zöglinge; 1811 eröffnet er einen Turnplatz in der Hasenheide vor Berlins Toren, und ein altes Bild zeigt uns diesen mit zumeist von Jahn erst erfundenen Turngeräten ausgestatteten Platz. An den Freiheitskriegen nahm Jahn als Offizier teil. 1816 erschien seine „Deutsche Turnkunst", und zwei Universitäten, Jena und Kiel, ernannten ihn zum Ehrendoktor. Aber der alsbald einsetzenden Reaktion war er natürlich verdächtig. Man sieht im Turnen die Ursache all des ungebärdig frischen Lebens der Studentenschaft, man macht Jahn für allerlei Ausschreitungen verantwortlich, und schließlich wird er auf die Festung Spandau gebracht, „geheimer, hochverräterischer Verbindungen verdächtig". Nach zwei Jahren Festung mußte er unter Polizeiaufsicht weiterleben, die erst 1840 aufgehoben wurde. Seine Kraft war gebrochen. Tatenlos lebte er in Freiburg an der Unstrut, fremd gegenüber der neuen Zeit, die er nicht verstand, und die ihn zu Unrecht ins Frankfurter Parlament von 1848 wählte. Er starb in Freiburg am 15. Oktober 1852. Was er für das deutsche Volkstum und fürs deutsche Turnen bedeutet, hat Neuendorff in seiner Schrift sehr anschaulich und eindringlich geschildert. Seine Gestalt wird heute wieder lebendig, in den Tagen einer freilich mannigfach gewandelten Pflege der Leibesübungen und sportlicher Wettkämpfe.

Aus aller Welt.

Wie Tierquälerei in England bestraft wird. Wie in den „Times" berichtet wird, wurde in diesen Tagen vom Polizeigericht in Teenbridge Wells, in der Grafschaft Kent, ein Ortseinwohner zu vierzehn Tagen Gefängnis mit schwerer Zwangsarbeit verurteilt, wegen Mißhandlung und unzulässiger Tötung einer Katze. Mit der einen Hand hatte der Angeklagte den Hals der Katze umfaßt und gegen sein Knie gedrückt, während er mit der anderen Hand die vier Pfoten des Tieres festhielt. Das Geschrei der Katze dauerte fünf Minuten, und erregte die Aufmerksamkeit der Nachbarn. Als das Tier tot war — es starb durch Erstickung —, warf der Angeklagte, der behauptete, es habe an Räude gelitten, es in ein schmutziges Loch.

Kupfer in der Nahrung. Eine amerikanische Fachzeitschrift bemerkt zu der Frage der Schädlichkeit kupferhaltiger Nahrungsmittel, daß Kupfer in sehr kleinen Mengen gesundheitsfördernd sei. Ganz reine Nahrungsmittel zu erzeugen, sei überhaupt unmöglich und dem Körper auch gar nicht zuträglich.

Fröhliche Ecke.

Reinfall. Wennichnurmeingeldschonhätte klingelt. „Herr Rückraus daheim?" — „Bedaure. Er ist soeben ausgegangen." — „Schön. Ich werde hier warten, bis er zurückkommt." — Wennichnurmeingeldschonhätte wartet eine Stunde. Wartet zwei Stunden. Wartet drei Stunden. Endlich klingelt er dem Mädchen. „Haben Sie keine Ahnung, wann Ihr Herr zurückkommt?" — „Nein. Aber einen Augenblick, ich werde ihn fragen."

Gefälligkeit. „Liebe Frau Nachbarin, lassen Sie mir meine Küchlein in Ihrem Schmalz backen, dann dürfen Sie Ihr Fleisch in meinem Kraut sieden."